


Herausgeber: L. Engel

| IX. Jahrgang. | April 1902. | — No. 4. — |
| --- | --- | --- |

# Der Illuminatenorden im 18. Jahrhundert.

Dargestellt unter Nachweis vieler historischer Dokumente von L. Engel.

(Fortsetzung.)

Es mag unter solchen Umständen nicht leicht gewesen sein, an der Ingolstädter Universität Professor zu sein, denn es ist augenscheinlich, dass Parteispaltungen unter den Professoren eintreten mussten. Aber auch diejenigen, die der Jesuitischen Partei nicht angehörten, spalteten sich wiederum in Parteien, hervorgerufen durch das Protektionswesen Ickstatts.

Weishaupt, der selbst seine Stellung der Protektion Ickstatts, Loris und der Fürsprache des Professors von Leitner verdankte, letzterer empfiehlt ihn an Lori in einem Briefe vom 19. Oktober 1771 wärmstens, war jedoch keinesfalls einverstanden, ihm unfähig scheinende Leute durch den Protektionsweg mit weiteren Professuren bedacht zu sehen, zumal nach seinem Urteile schon genügend träge und minderwertige Professoren, deren Arbeit er schliesslich übernehmen musste, vorhanden waren. — Wir kommen hier zu einem Kapitel, das näher beleuchtet werden muss, weil von neueren Schriftstellern ganz besonders die Undankbarkeit Weishaupts gegen Ickstatt als Kennzeichen seines minderwertigen Charakters hervorgehoben wird, sowie seine Sucht, Ämter an sich zu reissen. An der Hand der Originalbriefe wird nun vieles recht anders erscheinen.

Weishaupt schreibt an Lori am 7. Januar 1775 von Ingolstadt aus:

— — — Im Übrigen aber finde ich Vor gut Euer Excellenz in secreto einige Mängel so wohl bey dem Wesen Universitatis, als auch bey unserer Facultät anzuzeigen da-

mit Euer Excellenz seiner Zeit einmahl davon gebrauch machen könnten. ich schreibe nichts, was ich mir nicht zu erproben getraue, und wo Von nicht das ganze hiesige Publicum hin länglich berichtet ist.

1. Besteht unsere Facultät in Professoribus am elendsten. Professor Brugger, Sutor und Weinbach sind gänzlich unactif und Domini Commodi und können nicht, kurz sie sind gar nicht Modern: unterdessen ist es aber doch noch ein Glück, dass wir sie haben, sonst Musten alle responsa liegen bleiben. Professor Schmid et Siardi sind emsige Leute, wollten gern und können nicht, im Dociren sind sie aber doch nicht glücklich und finden gar keinen Beifall. Sutor und Weinbach beschweren die Facultät am meisten, der eine durch sein nun wachsendes alter, Ersterer aber durch seine ausserordentliche Comodität und wird auch Von den Academicern besonders ausländer erstaunlich durchgelassen, welche sich alle beschweren, dass sie sich in deren Plan durch die Pandecten als Ihren Haubtstudio hintergangen finden. ich habe auch auf ungestüm und Verhalten der Studenten mich bey ihm erbotten, statt seiner die Pandecten zu lesen, er wollte sich aber noch nicht dazu Verstehen Vermuthlich weill ihn das Geld reuen wird und anderst wird es wohl nicht thunlich seyn, denn die Ausländer wollten mich durchaus haben, weill sie auf alle übrigen geringes Vertrauen sezen. sollte es denn nicht möglich seyn, das künftiges Jahr unsere Facultät durch einen activ Redner geholffen würde wozu ich keinen besseren kenne als Herrn Kanzler Thomasini. sollte dieses nicht sein können, so will ich nächstes Jahr die Kirchen Historia fahren lassen und ein drittes Vor die ausländer notwendiges Collegium Pandecten oder Jus Publicum über mich aushören, denn in diesen beyden glaube ich sollten die bessten Leut angestellt werden, weill sie die ausländer Am meisten anziehn. Kurz unsere Facultät ist in Docenda die schlechteste. — —

Zu diesem Brief ist die Erklärung zu geben, dass Professor Weinbach ein Verwandter Adam v. Ickstatts war. Noch vor dem Tode des kränklichen Peters von Ickstatt — letzterer fungierte, wie wir schon angaben, als Vertreter des Direktors — wurde Weinbach zur Unterstützung desselben mit den Vorlesungen über Institutionen, Natur und Völkerrecht betraut, um als Ordinarius später die Erbschaft des Verstorbenen anzutreten. Weinbach hatte als Verwandter einen starken Rückhalt an Adam v. Ickstatt und suchte ihm ergebene Leute als Professoren anzustellen. Namentlich war es ein gewisser Rhormüller, der von ihm protegiert wurde, jedoch Weishaupt und anderen Professoren gar nicht genehm war. Hierüber entbrannte ein heftiger Kampf, der, wie aus den im Münchener Archiv be-

wahrten Briefen ersichtlich, schliesslich eine solche Schärfe erhielt, dass ein Bruch zwischen Weishaupt und Ickstatt die Folge war.

Dieser Briefwechsel wird von Gegnern Weishaupts ganz besonders gern als ein Beweis seiner Verleumdungsucht und Herrschsucht angezogen, wer jedoch vorurteilslos deren Inhalt liest, die sämtlichen Umstände, namentlich das unerquickliche Verhältnis unter den Professoren berücksichtigt, wird aus dem Ton der Briefe bald anderer Meinung werden. Auch ist ganz besonders scharf zu betonen, dass Weishaupt im März 1775 zum Dekan seiner Fakultät gewählt worden war und als solcher verpflichtet war, dem Mitdirektor Lori die Schäden der Universität aufzudecken. Der Dekan wird noch heute von den ordentlichen Professoren jeder einzelnen Fakultät als deren Vertreter erwählt und die so erwählten Dekane bilden mit dem Rector Magnificus zusammen den kleinen Senat. Selbstverständlich bildet der Zustand der Universität den Gegenstand ihrer Sorge.

Es kann daher nicht besonders verwundern, wenn Weishaupt, der sich als Professor bereits gegen die Anstellung des schon genannten Rhormüller, den er für gänzlich unfähig hält, eine Zierde der Universität zu sein, aussprach, in seiner Eigenschaft als Dekan sich noch schärfer ausspricht, nicht nur über diesen, sondern auch über den ihn protegierenden Weinbach, durch dessen Kommodität er sich gezwungen sah, immer mehr Arbeit auf seine Schultern zu nehmen.

Nachdem Weishaupt am 19. März 1775 in einem Brief namens der Fakultät zuerst Lori bittet, sich nicht zur Anstellung des Rhormüller überreden zu lassen, welcher Vorschlag des Professor Weinbach gegen den Wunsch des gesamten Kollegiums geschehen sei, weswegen auch die Fakultät und die übrigen weltlichen Professoren auf das Höchste gegen ihn aufgebracht seien, sagt er dann wörtlich weiter:

> — wir hätten nicht geglaubt, dass unsere Nachsicht den Streich verdient hätte, den er uns heimlicher weis spielen will. Wir wollen alle Quellen entdecken, aus welcher bey dieser Sach gehandelt wird. ich will Ihre Excellenz zum Vorherein avertiren, dass Interesse und weitere Intriguen mit unterlauffen. ich trug Bedenken unsern bericht gegenwärtig schon hinaufzuschicken, so lange der alte Herr von Ickstatt noch in München ist, ich bitte nur inständig Eure Excellenz wollen Verhindern, dass der von ihm vorgeschlagene Rhormüller nicht angenehmigt werde.
>
> 1. Glaubt die Fakultät Verdient zu haben dass er*) es zum wenigsten Vorher einem der Fakultät angebotten hätte.

*) Weinbach.

2. Hätte er diesen Menschen nicht in consulta facultatis*) Vorschlagen sollen, wobei uns dadurch Tort geschehen kann.

3. Will dieser Rhormüller, der ein sehr Mittelmässiger Mensch und ehemaliger Famulus der Professor Schmied ist hierdurch uns zur Professur seyn.

4. folglich Übernihmt er die Instituten gratis, wo er einen andern bezahlen müsste.

5. Hat selber sich angebotten eine Schwester Von dem Herrn Weinbach zu heurathen.

6. ist der alte Herr von Ickstatt durch die Frau Heppenstein**) dazu beredet worden.

7. erfordert der Zustand unserer Facultät dass auf Abgang eines Professoris ein sehr excellentes Individuum hergesetzt werde, sonst ist es mit uns geschehen. — — — —

Am 26. März 1775 schreibt Weishaupt:

Ich habe in meinem letzten Brief die gnad gehabt Eure Excellenz die Verlegenheit anzuzeigen, in welche unsere Facultat durch das Betragen des Herrn Professor Weinbach gesetzt worden, da wir nun aber durch sicheren beweis Vernehmen, dass es an sich schon so weit gekommen sey, dass Herr Rhormüller durch Titl. Herrn Baron Ickstatt***) nach München abgerufen worden, so bleibt uns kein anderer Trost in unserer Verlassenheit Übrig, als uns dessentwegen noch einmahl an Eure Excellenz zu wenden als Von dero bekanntem Patriotismus Lieb zu dero Wissenschaften und abgeneigtheit gegen alle Interessierten absichten, wir noch allein hoffen können, dass unsere billigst Bedenken erwogen und der circulus Juris consultorum Von welchem Hochdieselben selbst ehmahlen ein Mitglied waren, nicht auf eine so erbärmliche art herunter gesezt werden möge. Wir können uns also:

1. Mit sichern Grund darauf berufen, dass Herr von Weinbach dieses Jahr sein officium sehr nachlässig vertretten; dass er dessentwegen mehreremahlen die empfindlichste Ahndungen von Serenissimo erhalten und sollte ich als Deputatus facultatis Juridico in München erscheinen, so werde ich zur Rechtfertigung unserere Ehre die Intriguen aufdecken, welche er, solche gnädigste Befehle zu Eludiren†) mehrmalen getrachtet.

2. Kann ich würklich behaubten, dass in dieser ganzen sach, ubi de Jure tertii agitur, alles ohne Vorwissen der

*) Als durch Beschlüsse der Fakultät.

**) Dieselbe war Ickstatts Nichte.

***) Weishaupt war also überzeugt, dass dieser ihn ebenfalls protegiert, weswegen sein Unwille auch gegen den Paten gereizt wurde.

†) Auszuweichen.

Facultät geschehen und wo noch Professures Vorhanden wären die facultas publici legendi ad extrarum dotiret werden.

3. Müssen Sie dabey auf den Gedanken Verfallen, dass es folglich dem Herrn von Weinbach darum zu thun sey, wie er tausend Gulden besoldung erhalten und doch nichts zu thun haben möge. in dieser Absicht

4. Konnte er auf Niemanden andern als Herrn Rhormüller verfallen, Von welchem er Vermuthen konnte, dass er seine Instituten gratis übernehmen würde, indem derselbe Ehrgeizig all Weg und Mittel ergreift sich den Weg zur Professur zu bahnen, welches umso sichtbarer ist, als er sich schon durch Verschiedene Heuraths Vorschläge dazu empor schwingen wollte. Wie wir denn nicht untersuchen wollen, ob nicht auch gegenwärtig eine solche absicht mit unterlauffe. ob durch solche Wege der gesunkene Credit und ansehen unserer Facultät kann hergestellt werden und ob Wir nicht Vielmehr nicht nur singuli sondern de toto auf das ärgste herunter gesetzt werden, können Eure Excellenz daraus entnehmen, als

5. Herr Professor Weinbach — — auch facta cessione in den Pandecten doch noch remissive gehen will.

6. dieser zu substituirende Rhormüller, bey dem Herrn Professor Schmid wirklich als famulus zu Tisch dient den heurigen Kostgängern alldort die Teller wechselt auch mit 30 oder 40 studenten Tuzbruder ist.

anbei 7. mehreremale erhört worden, dass ein simplex Licentiatus Juris bey uns facultatem de superiore Cathedra in auditoria publica legendi erhalten habe. so überdies

8. zu beforchten steht, dass unter den academicis besonders ausländern eine gährung entstehe, als welche Vorschüzen schon einen Repetitorem zu haben.

Bey so bewandten Umständen erlasse ich für Eure Excellenz tiefster Einsicht, ob nicht hiesige Universität eine sehr Üble nachrede zu erwarten haben, wenn die allhier studierenden ausländer solche anstalten und nachrichten ausser lands Verbreiten.

Wir können dabey Eure Excellenz aufs Theuerste Versichern, dass von unserer Seite weder Privathass noch Vortheil mit unterlauffen, Wir wünschen Vielmehr, dass unsere Facultät noch mit einem berühmten arbeitsamen, erfahrenen und Philosophen Lector vermehrt werde, welche gaben dem Herrn Rhormüller ganz gewis Mangeln und da Ihro Churfürstl. Durchlaucht in dero Weitem lande nur 6 Juristen Professores zählen und diese zum Unterricht Junger leut sehr wichtige Professoren sind, so sind wir allerdings der Meinung dass hierzu nicht der nächst beste genohmen, sondern eine strenge auswahl getroffen werde. Die gnade

mit welcher Eure Excellenz die Briefe anderer Professoren beehren lassen uns Verhoffen. das unsere Facultät einer baldigen gnädigen erklärung gewürdiget werde in der Hoffnung dass unserm gewiss billigen gesuch willfahren werde verharre ich

Eure Excellenz

Unterthänig gehorsamster

Weishaupt Decanus.

Wir gaben hier den ganzen Brief wieder, damit aus dem Tone desselben jeder klar erkennen kann, dass aus diesem gewiss nicht irgend welche Absicht, Ämter an sich zu reissen, gelesen werden kann, sondern klar hervorgeht, dass sich Weishaupt verdienter Männer nicht entgegenzustellen beabsichtigt. Die Gründe seiner Abneigung gegen Rhormüller sind klar angegeben, sie müssen auch Lori einleuchtende gewesen sein, so dass er zu Schritten im Sinne Weishaupts geneigt war, sonst würde Weinbach am 15. April 1775 nicht an Lori schreiben:

— — — Eure Excellenz recommandiren Einigkeit, ich für meinen part hüte mich gewiss ein Ruhestörer zu seyn, mögten nur Andere ebenso denken, dass in unserm Decanus Pr. W—pt unser bisheriges System Verwirrt und auf einmal à depit den Mönchen den prf. Stadler das proncancellariat zuschanzen mögte, auch mit der Stadlerischen Cohorte calludiret und gross confusion und Chicane macht wird Euer Excellenz bekannt seyn. ich hielte mich dagegen auf, musste aber bald eine Chicane erfahren, indem er den Rhormüller Verschwärzt und ich aktenmässig zeigen kann, dass er wieder Rhormüller nichts einzuwenden habe, sondern nur mir eine Chicane spielen wolle.

Diese Ansicht des Schikanespielens allein wird man nicht gut teilen können nach dem Briefe Weishaupts, der vielmehr derartig klingt, als wolle er wirklich das Ansehen der Universität wahren. Charakteristisch jedoch ist die Hartnäckigkeit Weinbachs, mit der er in demselben Brief Lori vorschlägt:

wie wäre es denn, wenn Rhormüller auf seine Kosten nach Göttingen ginge und alsdann bey nächster Vacantur als Professor aufgestellt würde?

Es ist klar, dass zwei Männer, die mit gleicher Hartnäckigkeit ihre entgegengesetzten Ziele verfolgen, sich unversöhnlich befeinden mussten, gleichviel zunächst, aus welchen Gründen sie es thaten.

Dass Lori auf seiten Weishaupts stand geht weiterhin aus einem Brief Ickstatts hervor, den letzterer am 25. April 1775 an Lori richtete. Aus diesem Schreiben ist auch mehr als klar

ersichtlich, dass die Freundschaft zwischen ihm und Weishaupt gänzlich in die Brüche ging. Ickstatt schreibt:

Aus Eurer Excellenz Werthe Zuschrift nehme fast ab, dass dieselbe dem Boshaften und Undankbaren Professor Weishaupt allzu geneigtes gehör gegeben; nur dessenthalben hatte er so dieses nicht Verdient, weil er sich offenbahr Zu der Sten Parthey hält. Wenn diesem Menschen kein Gebiss angelegt wird, und nicht anbefohlen wird mehr Bescheidenheit gegen mich zu gebrauchen; so Thue keinen Schritt mehr in Universitäts Sachen und mag gleichwohl das Universitäts Directoriat Hiermit Vacant werden, was ich Sr. Churfürstl. Durchlaucht einberichtet, ist die Wahrheit und er Verdient einen Verweis; dieser Mensch, den ich aus Schlamm und Koth herausgezogen, lässt überall so gar bey den Studenten seine böse Zunge gegen mich zu weit heraus.

Da ich in meiner Zuschrift an Eure Excellenz letzthin des Rhormüller gedacht, habe ausdrücklich hinzugesetzt, dass man demselben wegen dem Suppliren keine Hoffnung zu einer Professor Stelle, ja nicht einmal zu dem Titl eine Hoffnung machen solle. Weil man Bedacht muss seyn die Facultät mit berühmten Professores zu besetzen. Weishaupt ist so wenig als Rhormüller jemahl aus Bayern gekommen, ersterer kann ein geschickter Professor werden, allein ein so abscheulicher Charakter eines undankbaren hochmüthigen und unruhigen Menschen muss er nicht so Strafe bluden lassen?
Der Professor Juris Civilis auf welchen ich meinen Gedanken gerichtet docirt zu Maynz, ist eine Göttingsche Zucht und sehr berühmt.

Die übrigen Punkten beantworte ich Morgen; sezen Sie mich indess gegen die Impertinenzen des Weishaupt in Ruhe, sonst lasse ich alles liegen.

Verbleibe indessen einmahl allezeit

Ihro Excellenz

Gehorsamster Diener

J. A. Frhr. v. Ickstatt.

Bedauerlich ist es, dass dieser nächsttägige Brief, auf den hingewiesen ist, sich im Archiv nicht vorfindet. Von Gegnern Weishaupts wird dieser Brief Ickstatts namentlich angezogen als ein Beweis für dessen minderwertigen Charakter, ohne dass aber diesen der Gedanke kommt, zu untersuchen, weswegen Weishaupt seinen Gönner angegriffen hat. Es wird von ihnen a priori angenommen, dass Ickstatt keinerlei Grund gegeben habe, folglich ist Weishaupt zu verurteilen.

Ohne Gründe kann jedoch keinesfalls ein solches Auftreten Weishaupts stattgefunden haben und diese Gründe müssen für die massgebende Stelle mindestens entschuldigende, vielleicht gewichtige gewesen sein, da andernfalls Lori ganz sicher nicht auf Weishaupts Seite stehen und ihm seinen Schutz gewähren konnte, derselbe auch, wie wir aus weiteren Briefen sehen werden, ihm trotz aller Anfeindungen seine Freundschaft nicht entzog.

Wir sind genötigt, in der Darstellung dieser Dinge sehr gründlich vorzugehen, um den Leser in den Stand zu setzen, durch unverkürzten Abdruck der Briefe sich selbst ein Urteil über den Charakter Weishaupts zu bilden, der unparteiisch sowohl in seinen Schwächen als Vorzügen bisher noch nicht unverschleiert dargestellt worden ist, sondern immer durch die gefärbte Brille besonderer Vorurteile betrachtet wurde. Erscheinen daher dem Leser die bisherigen sowie folgenden Auseinandersetzungen etwas weitläufig, so wolle er bedenken, dass es sich hier um eine beweiskräftige, endgültige und dadurch gründliche Darlegung aller Umstände handelt, die nicht in gedrängter Kürze klargestellt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

# Dogma und Gewissensfreiheit.

Eine aufmerksame Umschau auf die Erscheinungen des Büchermarktes in der Gegenwart, sowie die Beachtung der mancherlei Tagesfragen, die in öffentlichen Versammlungen zur allgemeinen Erörterung gelangen, lassen erkennen, dass man wiederum beginnt, dem religiösen Empfinden, sowie religiösen Problemen ein reges Interesse entgegenzubringen. Das ist sehr erfreulich und beweist, dass unser Volk unter dem Banne des Materialismus zu einer inneren Befriedigung nicht gelangen konnte. — So bestätigt sich die alte Erfahrung immer wieder von neuem, dass wir um alles das, was den inneren Menschen angeht, nicht herumkommen. Nicht eher erfüllt Ruhe unsere Seele, als bis wir über das Woher, Wozu und Wohin unseres Lebens zur Gewissheit gekommen sind.

Ja, aber auch der Materialist und der Atheist glauben diese Gewissheit zu haben, die etwa in der Erkenntnis gipfelt: Der Mensch ist das Produkt der ihn umgebenden Verhältnisse.

In der möglichst bequemen Befriedigung aller seiner Bedürfnisse allein geniesst er sein Leben am würdigsten. Mit seinem Tode heisst es: Hin ist hin. Was von ihm übrig bleibt, vermodert im Grabe. — Die Sache ist nur die, dass wie die Geschichte der Menschheit bezeugt, unter solcher Gewissheit kein Friede, keine Glückseligkeit erwächst, unser Leben sich nicht harmonisch schön gestalten kann. — Danach aber ringen wir alle. Wir wollen glücklich sein und können es nur, wenn wir das Wesen unseres Daseins unter die eine grosse Masseinheit stellen: Aus Gott mit Gott zu Gott! — Das ist der tief innerste Kern aller Religionen. In dieser Erkenntnis haben wir das wahre Himmelslicht, das unser Leben erhellt, und das uns die Richtung erkennen lässt, in der allein wir beseligende Befriedigung gewinnen. Es wäre von grossem Segen, wenn in Wirklichkeit die Bekenner aller Religionen auf dem ganzen Erdenrunde sich mit ihrem Denken, Fühlen und Wollen unter die belebende Kraft dieses göttlichen Lichtes stellten. Ein edler Wetteifer zur Höherentwicklung der Menschheit würde entbrennen. Zwietracht und Hass und daraus erwachsendes grimmes Gegeneinanderwüten, diese Ausgeburten höllischer Finsternis, müssten entschwinden vor den siegenden Strahlen des einen grossen Weltlichtes. — Leider ist dem nicht so. Kämpfend mit scharf gezücktem Schwerte stehen die Religionen einander gegenüber. Die besten Kräfte der Menschheit werden durch Fehde und Unfrieden lahm gelegt. Was ist die Ursache zu dieser betrübenden Erscheinung? Wir sehen, wie die grosse Masse der Religionsbekenner blindgläubig festhält an äusseren Formen. Die Hülle gilt mehr als der Kern, das Gefäss mehr als die darin enthaltene Frucht. Der tötende Buchstabe wird zur alleinseligmachenden Wahrheit gestempelt und wie eisiger Frost hemmt er den warmen und belebenden Hauch des Geistes, der so dem Dornröschen gleicht, das hinter stechendem Gestrüpp in öden Mauern verborgen schläft. — Hieraus erklärt es sich, dass viele Andersdenkende, und ihre Zahl ist keineswegs gering anzuschlagen, denen ein edles religiöses Empfinden innewohnt, ankämpfen gegen die Wertschätzung des Dogmas überhaupt. Sie wollen mit Entschiedenheit die Bande zerreissen, unter denen sie sich sklavisch gefesselt fühlen. Das Dogma weg! Unbedingte Gewissensfreiheit ist unser Heil! Unter dieser Losung entfacht auch auf ihrer Seite die Kampfeslust, die sich gewaltsam bethätigen will. Das heisst aber, das Kind mit dem Bade ausschütten. Es will mir scheinen, als wäre auf beiden Seiten ein gebietendes »Halt!« vonnöten. Prüfendes Erwägen und gerechte Würdigung der beiden scheinbar gegensätzlichen Begriffe Dogma und Gewissensfreiheit dürfte, wenn auch nicht einen friedlichen Ausgleich in vollem Umfange herbeiführen, so doch das auf-

richtige Bestreben zeitigen, einem solchen allmählich näher zu kommen.

Von eifernden Gegnern des Dogmas höre ich, wie häufig die gehässige Anklage erhoben wird, als sei das Dogma in wahrstem Sinne nichts anderes, als das Produkt einer boshaften Willkür, geschaffen aus rein hierarchischen Gelüsten, um das Denken der Gläubigen in ein enges Gehege einzuzäunen und so die Regierung der Massen möglichst leicht zu eigenem Vorteil auszunützen. — Diese Ansicht wird durch die historischen Thatsachen entschieden widerlegt. Durch eingehendes Studium der Dogmatik wird die Überzeugung gefestigt, dass das Dogma ein folgerichtiges Ergebnis geschichtlicher Entwicklung ist. Widerstreitende Strömungen in religiöser Anschauung mussten auf der einen wie auf der anderen Seite zur allmählichen Formulierung der Ansichten führen. Es vollzog sich hier dasselbe, was auch in anderen Richtungen geistigen Lebens beobachtet wird. Die das Innenleben beherrschenden Ideen ringen nach Ausdruck. Sie wollen sich gestalten und feststehende Formen annehmen. Auf jedem Gebiete der Kunst ist das deutlich erkennbar. Auch die Natur um uns her zeigt diese formbildende Gesetzmässigkeit. Unter der staunenswerten Mannigfaltigkeit der Naturformen aber bilden sich gewisse Grundformen, Typen, die den gemeinsamen Charakter grösserer Gemeinschaften bezeichnen. Alle aber sind der notwendige und folgerichtige Ausdruck, der in ihnen wirkenden göttlichen Schaffenskraft.

Als das Resultat gesetzmässiger Formgestaltung erscheint mir auch das Dogma. Es ist das gemeinsame Band aller, die in ihrem religiösen Leben gleichen Richtungslinien folgen. Es ist das Symbol, unter dem ich meine Gottesverehrung, verbunden mit allen mir Gleichgesinnten, nach aussen hin bezeuge. — Der Soldat bleibt Soldat, ob er seinem Könige und seinem Vaterlande in der Uniform des Husaren oder des Dragoners u. s. w. dient. Es kommt nur darauf an, dass er den Königsrock mit Ehren trägt und in allen Dingen treu und brav erfunden wird. — So gilt mir auch die Form meines Glaubensbekenntnisses heilig, und die kirchliche Gemeinschaft, der ich angehöre, mit den darin üblichen Formen ist mir ein teuerwertes Erbe der Väter, darin ich wahren Gottesdienst zu üben imstande bin, freilich nicht bloss in Beobachtung des Buchstabens, sondern in tiefernster Erfassung des darin verhüllten geistigen Gehaltes. In diesem Sinne betrachtet, dürfte dem Dogma der üble Beigemack schwinden, der ihm allerdings nicht abzusprechen ist, sobald man die Wertschätzung der Form über die ihr innewohnende göttliche Wahrheit stellt, die durch sie versinnbildlicht wird.

Noch andere Erwägungen sprechen ebenfalls zu Gunsten

des Dogmas. Die Geschichte bezeugt uns, dass Männer, deren Leben der freien Forschung wissenschaftlicher Probleme gewidmet war, treue und wahrhafte Bekenner innerhalb einer engeren Glaubensgemeinschaft gewesen sind. Ihre freiwillige, mit gutem Gewissen und gern geübte Eingliederung in eine konfessionelle Kirchengemeinschaft und das willige Einverständnis mit den rituellen Gebräuchen der Gemeinde sind ihnen kein Hindernis gewesen in der Entfaltung ihrer Kräfte zu erfolgreichem Wirken für das Wohl der gesamten Menschheit.

Und so begegnen wir unter den mit uns lebenden Zeitgenossen ebenfalls manchem, der durchaus keine Entwürdigung darin sieht, seiner Hochachtung und innersten, von Heuchelschein freien Ergebenheit der Kirche gegenüber offenkundig zum Ausdruck zu bringen. Dabei lernen wir ihn an seinen Früchten doch erkennen als einen Charakter, auf den das Wort Petri Anwendung findet: »Nun erfahre ich mit der Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansiehet, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.«

Es muss also zugegeben werden, dass das Dogma an und für sich durchaus nicht engherzig macht, nicht feindlich stimmt gegen Andersgläubige, dass es vielmehr erst das Mittel wird zur Bethätigung religiöser Gesinnung und zur Entfaltung echter, unverfälschter Humanität. Wir sind also sehr wohl imstande, durch unsere Lebensführung den Beweis zu erbringen, dass durch Treue am Dogma die Gewissensfreiheit für uns keineswegs ausgeschlossen ist.

Was ist Gewissensfreiheit? Dasselbe, was Freiheit überhaupt ist: Das jedem mündigen Menschen zustehende Recht, sein Denken und Thun ganz nach eigenem Ermessen bestimmen zu können. Die Gewissensfreiheit ist nur der enger gezogene Begriff, der dasselbe Recht in Anspruch nimmt für alles, was das religiöse Leben angeht. Freiheit schliesst den Zwang aus. Da, wo ihr Odem weht, fühlt sich der Mensch frei von jeder sich ihm aufdrängenden Nötigung, die mit der Stimme seines Gewissens in Widerspruch steht. — Das Gewissen selbst aber ist die in ihm wohnende geistige Macht, die ihn wissen lässt, was recht und unrecht ist, die ihn nicht urteilen lässt wie den gewissenlosen Pilatus, der mit skrupellosem Leichtsinn spöttisch spricht: »Was ist Wahrheit?« obwohl er unter dem Einflusse des Königs der Wahrheit wohl herauszufühlen vermochte, was für seinen Fall die Wahrheit war. Es ist die Stimme Gottes in uns, der innere Richter über unser Denken und Thun, der sich zwar schweigend verhält gegen alle, die, unter dem Banne äusserer Sinneseindrücke stehend, nicht Lust haben, ihn zu fragen; der sich aber jederzeit sprechen lässt von allen, die gewöhnt sind, sich von ihm kommandieren zu lassen.

Wir haben es also bei dem Begriffe Gewissensfreiheit mit einem der hochwichtigsten sittlichen Werte zu thun, der durchaus nicht verwechselt werden darf mit den mancherlei verschiedenen Freiheiten, an die nur gar zu häufig von sogenannten Freiheitsschwärmern gedacht wird, sobald sie ihrer Begeisterung für Recht und Freiheit Ausdruck geben. Gehen wir nur hinein in die öffentlichen Wählerversammlungen zu einer Zeit, da die Wogen der Wahlbewegung hochgehen und da die Erregung der Gemüter durch agitatorische Reden geflissentlich so stark wie möglich erhitzt wird. Da werden die mannigfachsten Freiheiten einerseits mit vieler Begründung gefordert und andererseits im Hinblick auf ein erwünschtes Mandat auch mit überzeugender Beredsamkeit verheissen, mag es sich um Freiheiten auf politischen, gewerblichen, kirchlichen oder anderen Gebieten handeln. — Ich will nicht so verstanden werden, als seien alle diese Freiheiten nicht etwa sehr begehrenswert. Sie sind eines Volkes, das sich die Aufgabe stellt, hohe Kulturaufgaben zu lösen, durchaus würdig. Ihr Besitz ist aber nur insoweit segensreich, als ihre Ausübung geschieht unter der Voraussetzung jener inneren Freiheit, die nur das Eigentum eines sittlich gereiften Charakters ist, der imstande ist, die ewige, aus der Gottheit herfliessende Wahrheit zu erkennen und in dieser die Norm zu finden für alles Denken und Handeln. — Andernfalls aber kann die Freiheitsschwärmerei zur gewissenlosen Ungebundenheit führen, die ohne Scheu und Scham sich nicht entblödet, niederzuschlagen, was anderen heilig und wert ist. Wir können uns durch die Ereignisse in der Weltgeschichte und auch durch unsere tägliche Lebenserfahrung davon überzeugen lassen, dass unter dem Missbrauch, der mit dem Begriffe Freiheit, diesem erhabenen Himmelslichte, getrieben wird, unter der irrtümlichen Erfassung ihrer wahren Bedeutung die Entfaltung der edelsten Kräfte des Menschen nicht gedeihen kann. — Dagegen vermag der wahrhaft freie Charakter sich wohl und willig in geordnete Schranken zu fügen, innerhalb deren er mit ungehemmter Geisteskraft ein freudiges Schaffen üben kann.

Meine Ausführungen wollten darlegen, dass Dogma und Gewissensfreiheit sich nicht gegenseitig ausschliessen. In ihrem edelsten Gehalte aufgenommen, können sie im Gegenteil jedem einzelnen Religionsbekenner die Befähigung geben, die durch seine Religion ihm zufliessenden Lebenskräfte zur schönsten Wirksamkeit zu bringen.

Wohl uns, wenn diese Wirksamkeit in der Art sich vollzieht, wie sie in der Lessingschen Fabel von den drei Ringen so treffend gezeichnet wird. Jeder mag die Form seiner Gottesverehrung ansehen als den echten Ring, der ihm durch die Liebe des Vaters zum Erbteil gegeben ist. In diesem unver-

brüchlichen Glauben mag er die Kraft des Ringes erweisen, die darin besteht, dass aus ihr ein Lebenswandel folgt, der vor Gott und Menschen angenehm macht. Alle Glaubenssymbole sollen das eine Licht reflektieren: »Ich ehre meinen Vater!« — Wenn dieser Grundsatz die Basis bildet für den Inhalt unserer ganzen Lebensarbeit, dann ergiebt sich daraus auch Liebe und Duldsamkeit gegen Andersgläubige. Aus solcher gegenseitigen Wertschätzung fliesst ein allmähliches Ineinanderwachsen der Formen zu grösserer Vereinheitlichung und Schönheit. So rückt näher und näher die Erfüllung der Weissagung: »Es wird eine Herde und ein Hirte werden!«

# Biographia Antiqua.

Von F. W. Krippner.

(Schluss.)

## V. Nach Josephus.

Je später die Zeiten nach abwärts, desto magischer wird das Licht, worin Salomo erscheint.

Nach dem Vorgeben des jüdischen Geschichtsschreibers Josephus war er ein vollendeter Thaumaturg und Dämonomastix und seine Weisheit die vollkommenste Magie, d. i. eine Erkenntnis aller Dinge, verbunden mit der Gewalt über das Sichtbare und Unsichtbare.

Er ergründete nämlich nicht nur die ganze Natur, sondern heilte auch die unheilbarsten Krankheiten durch Beschwörung und Austreibung der Dämonen.

Und diese Art, sagt er, dämonische Krankheiten zu heilen, erhält sich bis jetzt unter uns, welches er durch eine Erzählung glaubhaft zu machen sucht, die, so unwahrscheinlich und sagenhaft sie auch ist, doch zeigt, teils wie die damaligen Beschwörer unter den Juden ihre Kunst trieben, teils wie ganz à propos d. i. nach dem Glauben und Bedürfnissen der damaligen Zeit die Wunder Christi dieser Art, wie man sie auch erklären mag, gewählt waren, und wie wenig es befremden darf, wenn die Schüler Christi kamen und sagten, wir fanden einen Menschen, der in deinem Namen Dämonen austrieb, ohne dazu von dir bevollmächtigt zu sein, worauf Christus antwortete: »Lasst ihn! Wenn er in meinem Namen etwas ver-

[illegible]

[illegible]

Man sieht hieraus, [illegible] in einer alten Schrift [illegible] in Menge giebt, die aber auch [illegible] werden [illegible], wenn verrichtet wird, [illegible] Salomon, [illegible] unter seinem Befehle gehabt und alle Wunder des Schamir***) verrichtet und [illegible], welche [illegible] über den Menschen Gewalt haben, und wodurch man [illegible] erhalten konnte.

Die Tafel vom Schamir bringt auch Horst in seiner [illegible] Wunder- und [illegible], er [illegible]:

Die Talmudisten wissen wegen den Namen des Thierchens, [illegible], es sei was es wolle, [illegible] kann. Es heisst Schamir und ist [illegible] in den sechs Schöpfungstagen [illegible] erhalten worden. Es [illegible] in einem Schwamme von Wolle, in einem bleiernen Schächtel, das mit Gerstenkleie angefüllt ist, [illegible]

*) [illegible], wie die [illegible] von guter Hand, [illegible]

**) [illegible]

***) Man sehe die Tafel vom Schamir.

[illegible]

„Der König machte mit den [illegible] Gemeinde [illegible] und [illegible] Inneren.

„Diese erwiderten, als sie vom Schamir hörten, [illegible] allerdings [illegible] Er müsste sich an ihren Fürsten Asmodi, den Asmodeus wenden.

„Aber was nun guter Rat teuer, weil dieser mächtige Höllenfürst alle Beschwörungen zu nichte zu machen wusste.

„Einer der Dämonen ward jedoch vom Salomo so in die Enge getrieben, dass er auf die Frage, wo sich der Oberteufel Asmodeus gegenwärtig aufhalte, bekannte, in der und der Höhle auf dem und dem Berge.

„Jetzt nahm der König zu List seine Zuflucht. Er gab seinem Feldmarschall Benaja, einem sehr erfahrenen Mann, eine Kette, eine Flasche Wein und etwas geweihtes Öl und schickte ihn damit nach der Felsenhöhle zum Höllenfürsten Asmodi ab.

„Der Wein schmeckte dem Teufel so gut, dass er sich betrank und endlich gar fest einschlief. Nun hatte der Feldmarschall gewonnenes Spiel, er warf ihm die Kette, worauf der heilige Name Schemhamphorasch stand, um den Hals, und obgleich er beim Erwachen greulich tobte, musste er dennoch gefangen bleiben und ward zu dem Könige Salomo vorgeführt, der ihn anredete um den Schamir zum Tempelbau. Der Teufel sprach, er ist nicht mir, sondern dem Fürsten des Meeres übergeben, welcher ihn einem getreuen Auerhahn*), der ihm deswegen einen Eid geleistet, zu verwahren gegeben. Wenn man ihn (den Schamir) an grosse Felsen hält, so zerspringen sie. Da sie nun das Nest des Auerhahnen gefunden haben, darinnen Junge lagen, haben sie dasselbe mit weissem Glase zugedeckt, als nun der Auerhahn kam, konnte er nicht in sein Nest, deswegen flog er weg, holte den Schamir und setzte ihn auf das Glas, dass es brach. Alsbald fing Benaja ein grosses erschreckliches Geschrei an, dass der Auer-

*) Man erinnere sich, dass auch der [illegible] Geist Wagners, in Fausts Famulus, ebenfalls Auerhahn hiess.

hahn erschrocken das Würmchen Schamir aus dem Schnabel fallen liess, welches Benaja alsobald aufhob und dem Salomo überbrachte. — Lehren also hiermit die Juden, dass Salomo in Erbauung des herrlichen Tempels Gottes sich der Teufel Rat und Hilfe bedient habe, da doch Gott selbsten das Werk angeordnet.« — — —

So weit die Sage vom Schamir, wie sie im »Horst« wörtlich zu lesen ist.

Wir haben dieselbe nur aus dem Grunde hier wiedergegeben, um zu zeigen, welche albernen Fabeln dem Salomo in späteren Zeiten angedichtet worden sind.

So rühmen auch die Kabbalisten Salomos tief verborgene Einsichten und seine grosse Gewalt über die ganze Natur.

Ihrer Versicherung zufolge hatte er die tiefste Wissenschaft unter allen, die seit Mose lebten, verrichtete die wunderbarsten Dinge und that alles, um fremde Weisheit (die Magie aller Völker) zu erlernen.

Zu diesem Zweck fuhr er täglich auf einem freurigen, von Adlern getragenen Throne in die oberste Schule (Academia Coelestis) und in die Sphären des Asa und Asael (d. i. Kraft und Kraft Gottes, Namen von Engeln, wie Gabriel etc.), und mit Hilfe derselben in die unterirdischen Tiefen, wohin er auch Hiram führte, um daselbst fremde Weisheit zu lernen.

Er hatte Gewalt über die ganze Natur und verstand die Sprache aller Wesen, die er aber verlor, nachdem er sich durch Abgötterei versündigt hatte, da ihm die Dämonen nicht mehr gehorsam waren.*)

## VI. Salomos Magie u. s. w. nach den Schriften der Orientalen, Kabbalisten u. s. w.

In den späteren Zeiten ist Salomo wegen seiner Magie durch den ganzen Orient berühmt geworden.

Nach den Traditionen der Neuperser, die so wenig von David, aber desto mehr von Salomo zu sagen wissen, war er im Besitz alles dessen, was der Orient zur Weisheit schlechthin rechnet, das sind die magischen Künste. Er redete mit der ganzen Natur und hatte Gewalt über das Sichtbare und Unsichtbare.**) Auch sie, nicht bloss die Hermetiker, legen dem Salomo einen magischen Ring bei, der nach dem persischen Dichter Emadi das Symbol seiner Weisheit und sein Urim und Thummim war.***)

---

*) Eisenmenger in »Entdeckten Judentum«. Tom. I, p. 361.

**) Er herrscht, nach dem Sohar, Tom. II, p. 440.

***) Diesen Ring nahm ihm Jehovah zur Strafe für seine Lüsternheit nach allen Gentilismen und schickte dafür den Asch-Medai (d. i. Feuer der Meder), der ihn seines Thrones (vermutlich denjenigen, auf welchem er in die Academia Coelestis fuhr) verlustig machte.

Vermöge dieser Weisheit war Salomo ein Universalmonarch der ganzen Welt und gehörte zur Klasse jener Grossfürsten, die vor dem Ursprunge des jetzigen Menschengeschlechts lebten.*) — — Diese und ähnliche Traditionen der Orientalen können zur Erklärung mancher alten Sage dienen, woraus man sonst gar nichts zu machen weiss.

Einen Teil seiner Weisheit und grossen Gewalt verdankte Salomo ausser seinem Ringe, ohne welchen er freilich nichts vermochte,**) gewissen magischen Büchern, die er aber mit grosser Sorgfalt verbarg, aus Furcht des wahrscheinlichen Missbrauches, ob sie gleich nach seinem Tode bekannt wurden.

Der fromme Hiskias soll verschiedene dieser Specimina artis Magicae unterdrückt haben, aus Furcht, das Volk möchte dadurch von Jehovah abgewandt und zu Wunderversuchen verleitet werden.***)

Vergleicht man hiermit noch die Fabeln der Hermetiker und aller derer, die für ein Clavicula Salomonis Haus und Hof verkauften, so besass Salomo in Theorie und Praxis alles dasjenige, was von jeher zur Magie und zum grossen Werke des Lapidis Philosophorum gerechnet wurde.

Er war unter allen Adepten der grösste und ein Hermes trismegistus im höchsten Sinne.

Daher denn auch jene kolossale Menge magischer Bücher unter kaum glaublichen Titeln, die ihm in den späteren Zeiten der Philosophia occulta angedichtet worden sind und wovon man selbst bei den Orientalen Spuren findet.

Man sollte Salomo viel eher für einen Freund des Empedokles und grossen Skeptiker halten, als annehmen, dass er Bücher geschrieben, wonach sich Dämonen citieren lassen, dass er Dämonen als Holzhauer gebraucht und seine Weisheit ebenso im Ringe gehabt, wie Simson seine Stärke in den Haaren, dass er die siebzig Sprachen des Weltalls verstanden, welche durch die siebzig Stufen des pharaonischen Thrones abgebildet waren, und alle Arten guter und böser Magie getrieben habe, bis auf die experimenta exquisitissima Septem metallorum et lapidum pretiosorum.

Jenes, die Liebe zur Skepsis, würde seinem Verstande noch Ehre machen, diese aber ihn nicht nur als König, sondern auch als denkender Kopf unter die abscheulichste Klasse aller Menschen setzen, zu geschweigen, dass, wenn Salomo ein

---

*) Tarikh Montekheb. Herbelot, Tom. III, p. 335, neue Ausgabe.

**) Privé de cet anneau, s'abstint pendant 40 jours de monter sur son trône, comme se trouvant depourôu des lumières, qui lui étoient necessaires pour bien gouverner. Herbelot I c., p. 336.

***) Im Koran (Kap. Anam) finden sich die Worte: »Die Juden folgten dem, was die Dämonen oder ihre Statthalter auf Erden, die Magiker, gelehrt haben.« Herbelot I c.

Verehrer und Adept der schwarzen Kunst gewesen wäre, die freilich älter als er ist, sein Geschichtsschreiber es wenigstens bemerkt haben würde, weil magische Exzesse mit dem Laster der Abgötterei in gleichem Range und unter demselben Fluche des Gesetzes standen.

Ohne diese Ungereimtheiten noch durch neue zu häufen, wollen wir lieber mit einigen Anmerkungen schliessen, die in dem Vorhergehenden ihren hinlänglichen Grund und Beweis haben.

## VII. Schluss des zweiten Abschnittes.

Salomo war zu allen Zeiten der Stolz und die Bewunderung des israelitischen Volkes.

Man müsste aber seine Urteile mehr auf Worte als auf Thaten gründen, wenn man dieses glänzende Ideal des hebräischen Altertums für das halten wollte, was der unparteiische Verehrer und Freund der Wahrheit zu allen Zeiten schätzt und bewundert.

Es giebt gewisse Namen in der Geschichte, die mit Recht unvergesslich sind, nie veralten und den Menschen immer teuer bleiben.

Dagegen giebt es aber auch andere, die zwar ebensowenig veralten und ebenso unvergesslich sind, aber den Ruhm ihrer Unsterblichkeit dem Vorurteil, dem Aberglauben, der Eitelkeit und dem falschen Wahne aller Zeiten mehr als der Wahrheit zu verdanken haben.

Merkwürdig bleibt Salomo gewissermassen immer, obgleich er weder der weiseste aller Sterblichen, noch der liebenswürdigste aller Könige, die die Erde hervorgebracht hat, genannt werden sollte. Er würde als König mehr Lob verdienen, wenn er sich bestrebt hätte, das zu sein, was ein König der Israeliten nach der theokratischen Grundverfassung dieses Volkes sein konnte und sein musste. Das war er aber viel weniger als sein Vater, geschweige, dass er von einem vollkommenen und wahrhaft wohlthätigen Regenten auch nur eine wahre Idee gehabt hätte.

Was hingegen die philosophische Seite seines Charakters anbetrifft, so scheint er zu vernünftig gewesen zu sein, als einen thaumaturgischen Gaukler spielen zu wollen. Dagegen fehlte es ihm nicht an vorzüglichen Geisteskräften, wodurch er sich seinem Zeitalter merkwürdig und seinem Volke wichtig machen konnte.

Allein zu einem Weisen fehlte ihm in jeder Beziehung wohl mehr, als viele bisher geglaubt haben mögen.

Glück und Verdienst halten sich selten das Gleichgewicht, und das lässt sich von Salomo in der Geschichte so sehr, als von irgend einem Menschen der Erde sagen.

# Mallona.

## Die letzten Zeiten eines untergegangenen Planeten.

Von Leopold Engel.

(Fortsetzung.)

### VII. Kapitel.

### Nach den Höhlen des Wirdu.

Arvodo ist wie betäubt in seinem Palast angekommen. Mit erleichtertem Herzen hört er, dass sein Bruder das Haus verlassen habe, es ist ihm wohlthuend, jetzt nicht Rede stehen zu brauchen, er will allein sein, überlegen, was zu thun ist. Deswegen hat er sich sogleich in sein einsames Arbeitszimmer zurückgezogen. Düster schaut er zu Boden, während die widerstreitendsten Empfindungen seine Brust durchziehen. Er sieht seinen Bruder im Geiste, der, wie er nur zu wohl weiss, Artaya liebt, in den Banden der Eifersucht, wenn er ihm eröffnet was er erfahren. Er sieht sich am Ziele, falls er Artaya und dem Wunsche des Königs nachgiebt, die er beide verachtet. Das grinsende Gesicht des Oberpriesters Karmuno lächelt ihm zu, der, wie ihm nur zu wohl bekannt ist, selbst nach der Herrschaft strebt und durch die Priesterschaft im Lande einen gewaltigen Einfluss auf die Volksschichten ausübt, glauben diese doch in ihm den Mann zu sehen, durch den die Gottheit ihren Willen dem Könige Areval kundgiebt. — Arvodo fühlt sich nicht sicher genug für das Gelingen eines kühnen Handstreiches, denn nur zwischen diesem und dem neu sich eröffnenden Wege, Gatte Artayas zu werden, hat er zu wählen. — Zu ersterem braucht er die unbedingte Nachfolge und Gehorsam des Heeres, wie sehr diese jedoch von den Mitteln abhängig sind, die er dem durch die Schätze Arevals verwöhnten Heere gewähren kann, ist ihm nur zu wohl bekannt. Allerdings im Weltenreiche ist kein Name so beim Heer geachtet als der seine, doch diese Achtung allein nützt ihm nichts ohne eigene Schätze. Über die Hüter und Wächter der Schatzkammern, die in der Hauptstadt des Königs leben, sowie über die so ungeheuer zahlreiche Besatzung derselben, hat Arvodo keine Amtsgewalt, nur Areval allein gebietet hier und Karmuno. — Arvodos Vermögen reicht bei weitem nicht aus, nur eine Tagung lang den Sold zu zahlen, den die Leibwache des Königs verbraucht, denn dieser ist dreifach höher als der aller anderen Soldaten im Reiche. — Er schaudert vor dem Gedanken Artayas Gatte zu sein, deren Schönheit ihn nicht blendet, er wäre ihr unterthan nach den Gesetzen, da er nicht königlichen Blutes, sie würde stets seine Herrin bleiben und bald in den Armen eines Günstlings, den sie sicher doch er-

wählt, nachdem der Liebesrausch zu ihm verflogen, seiner vergessen. Eine Verbindung mit ihr ist ihm sichere Vernichtung seiner Pläne, seiner heiligen Pflichten gegen das Geheimnis Mahans, das ihm anvertraut worden von dem sterbenden Vater. — Vor Arvodos Auge taucht das Antlitz des Vaters auf, er durchlebt nochmals, wie dessen erlöschender Blick auf ihm vertrauensvoll in der sicheren Hoffnung ruht, dass der Sohn ausführe, was ihm nicht gelungen, in sein Gedächtnis haben sich tief die Worte eingegraben, mit denen er, die erkaltende Hand des Sterbenden fassend, das gewichtige Gelöbnis aussprach, — er ist gewillt, es zu halten. Arvodo springt auf, er ist entschlossen, er will den einmal betretenen Weg weiterwandeln, die Mittel, zum Ziele zu gelangen, werden, müssen sich ergeben.

Es ist inzwischen dunkler geworden, der Abend bricht heran. Arvodo geht zum Fenster und schlägt die Vorhänge ganz zurück, sodass der warme Abendhauch durch das Zimmer streicht. Er zieht an einem Griff zweimal und begiebt sich wieder zum Fenster, die im Abendglanze schimmernde Stadt, die sich vor seinen Blicken ausbreitet, zu betrachten.

Nach wenigen Augenblicken tritt ein Diener ins Zimmer und stellt eine metallene Säule auf den Tisch. Die Säule trägt eine glänzende Kugel, die helles und doch mildes Licht ausstrahlt, dadurch das Zimmer in den dunklen Teilen scharf beleuchtend. Es ist eine Manga-Lampe, welche, ohne Flamme brennend nur durch chemische Eigenschaften aus sich leuchtend, ein Licht ausstrahlen kann, stärker als alle unsere irdischen künstlichen Lichtquellen.

Der Diener meldet Arvodo, dass ein Mann sich eingefunden habe, der den Feldherrn zu sprechen verlange, weil dieser ihn auf die Abendstunde herberufen. Arvodo sinnt einen Augenblick nach, sodann fällt ihm die Begegnung mit dem Getreuen ein und kurz giebt er Befehl, den Wartenden zu ihm zu führen.

In wenigen Minuten tritt Upal ein und bleibt ehrfürchtig an der Thüre stehen. Den ihn begleitenden Diener schickt Arvodo fort mit dem Bedeuten, er solle sorgen, dass keine Störung eintrete.

Fest sieht Arvodo auf den jetzt gutgekleideten Upal und sagt zu ihm:

»Du gabst mir das Zeichen der Getreuen, noch nie habe ich Dich gesehen, lehre mich Dich erkennen!« —

Statt aller Antwort greift Upal in eine geheime Tasche seines Gewandes und überreicht dem Feldherrn einen zusammengefalteten und verschlossenen Brief.

Arvodo nimmt das Schreiben entgegen, öffnet und liest

lange mit steigendem Erstaunen. Nachdem er geendet, wendet er sich an Upal mit freundlichem Tone:

»Durch dieses Schreiben habe ich Dich wahrhaft als zum Bunde der Getreuen gehörend erkannt, einen besseren Fürsprecher als den Schreiber dieses Briefes konntest Du nicht haben. Ich glaube Dir. Ich weiss nunmehr, dass ich Dir vertrauen kann, doch erzähle mir von dem, was nach dem Briefe nur Du mir allein mitteilen willst.« —

Upal holt tief Atem und beginnt seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er schildert seine verschwundene Schwester, berichtet, wie diese von Areval entführt und von Muhareb wieder befreit worden, gesteht seinen glühenden Hass gegen den König, der nach dem Verschwinden Muharebs gegen seine Familie den ganzen Zorn entflammen liess und nicht eher ruhte, bis sie in die höchste Armut gestossen worden; wie der Vater alles geduldig ertragen und nur dadurch schliesslich der Verfolgung Arevals entging, dass er sich dem Tempeldienste widmete, in der niedrigsten Stufe der Diener desselben. Als Kranker ward er jedoch auch dort entlassen und brotlos, alt und schwach geworden, lebte er nur durch die kärgliche Unterstützung Upals und einiger mitleidigen Freunde, die ihm aus besserer Zeit geblieben. Upal schildert nun lebhaft, wie er Sklave des Königs in den Höhlen des Wirdu geworden, weil er die Abgaben nicht mehr erschwingen konnte und wie er dort den Orostein gefunden, der ihn reich gemacht. —

»Hat Areval Dich nicht erkannt als Bruder Fedijahs, als Du ihm Bericht gegeben über Deinen Fund?« fragt Arvodo.

»Herr, ich habe den König nicht gesehen, Karmuno hörte meinen Bericht, der König war krank! — Auch sind der Jahre viele hingegangen, seit er mich zuletzt gesehen; mein Name ist geändert, Areval weiss es nicht, selbst in seinen besten Stunden, wer Upal ist. Es ist die Aufgabe meines Lebens, mich vor ihm zu verbergen, um ihn zu vernichten. Darum ward ich lange schon ein Glied im Bunde der Getreuen, ihn zu verderben gilt mir alles, und Du, Herr, wirst auch meine Schwester, mein Haus an dem Verruchten rächen.«

Upal ist vor Arvodo niedergesunken und beugt als Zeichen seiner unlösbaren Ergebung vor ihm tief den Nacken.

Arvodo tritt zu ihm und legt seine Hand auf dessen Haupt. »Du beugst Dich mir! Wohlan. Ich nehme das Opfer an, Upal, das Du mir bietest; so sei der meine nunmehr, mir verbunden bis in den Tod!« — —

Upal ergreift die Hände des Feldherrn und mit erstickter Stimme flüstert er: »Dank, Herr, dass Du mich angenommen,

Dein Sklave für ewig. Doch der Sklave kann sich schon jetzt dankbar beweisen und beim Schodufaleb*), Herr, ich will es.«

Upal erzählt nun dem allmählich in immer grösseres Staunen geratenden Feldherrn, was er in den Höhlen des Windes entdeckt, dass die ungeheuren Schätze zu heben gar nicht so schwer sei, dass er ihm den Weg zeigen könne und dass es Arvodo leicht sein müsse, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln heimlich ein ungeheures Vermögen, grösser wohl als das des Königs, zu sammeln. Er erzählt ihm, wie er mittelst des Flugapparates und bei günstigem Winde unermüdlich gesucht habe, bis er den gewaltigen Felsenspalt gefunden, der tief bis in das Innere der Höhlen reicht, wie er es gewagt habe, sich mit dem Apparat hinabzulassen und gewaltige Entdeckungen gemacht habe.

Fast entsetzt blickt Arvodo auf Upal: »Du hast es gewagt, Dich in die Lüfte zu erheben? Wahrlich, wenige sind es in Mallona, die so kühn sind, die Flugschiffe zu besteigen, wir fürchten das unsichere Element der Luft und auch des Wassers.«

Lächelnd meint Upal: »Es ist nicht so gefahrvoll, als das Volk und die Grossen meinen, mir begegneten keine hemmenden Dämonen, das Flugschiff zu zertrümmern. Gross war der Geist des Meisters Mirzo, der das Mittel fand, den Äther zu zwingen, doch zu klein ist der des Volkes, um zu würdigen, was er uns gab. Doch wohl uns, Herr, dass dem so ist, wie würdest Du sonst die Schätze heben.«

Kalt und ruhig, offenbar einen Entschluss fassend, steht Arvodo da, dann sagt er plötzlich zu Upal: »Ich will sie sehen die Schätze. Bist Du bereit, sie mir zu zeigen, mich in dem Flugwagen hinabzuführen?«

Erfreut ruft Upal: »Herr, ich wusste, dass Du Dich mir anvertrauen würdest, nur Du allein noch wagst entschlossen das, was ausser mir keiner jemals ausgeführt. Befiehl, ich bin bereit.«

»Wo ist Dein Flugwagen verborgen?« —

»Er liegt wohl geborgen in unzugänglicher Gegend, an einem nur mir bekannten Orte. Leicht gelangt man im Wagen bis nahe dorthin.«

»Wie lange brauchst Du Zeit, uns zurückzuführen?«

»Herr, es wäre gut, wolltest Du zwei Tagungen dafür opfern, denn nachts nur können wir ungesehen den Weg zurücklegen.« —

»Bereite alles zur Fahrt morgen abend. Erwarte mich am grossen See, dort, wo die Strasse seinen Ufern am nächsten. Ich werde kommen, sobald die Sonne sinkt. Jetzt geh, die

*) Ausdruck für die höchste Gottheit.

Fahrt ist weit, die wir zurückzulegen haben, was ich noch zu fragen habe, verspare ich auf morgen.« —

Upal grüsst schweigend mit innigem Blick und geht.

Arvedo bleibt tief in Gedanken zurück, kühn blitzen seine Augen, seine Lippen lispeln: »Am Ziele wäre ich fast, ist es völlig wahr, was dieser Mann mir sagte.«

(Fortsetzung folgt.)

# Trägheit

## Ein Hindernis am Fortschritt zur Vollkommenheit

Wie gross ist des Allmächt'gen Güte.
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt;
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt.
Ach, seine Liebe zu ermessen
Sei ewig meine grösste Pflicht:
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiss, mein Herz, auch seiner nicht!

(Gellert.)

»Wir stehen vor grossen Ereignissen,« sagt jemand. »Wieder ein Prophet,« ertönt es wie ein Echo. Ja, wahrhaftig, das Prophezeien liegt in diesem Jahrhundert in der Luft und schwer ist es jetzt durchaus nicht, denn Wirkung und Ursache scheinen nahe aneinandergerückt zu sein, die Auswirkung scheint gar nicht mehr so lange Wege zu machen. Ist das nicht schon ein Zeichen von grosser, ich möchte sagen »kindlicher« Leichtfertigkeit des Lebens? — Überproduktion in der Industrie hat durch die Erfindungssucht im Maschinenwesen riesige Arbeitslosigkeit und gewissen Stumpfsinn hervorgebracht. Die alten Leute von jetzt erzählen viel von ehemals beschaulichen Dörfchen im Frieden der Natur, von schwerer Handarbeit aber glücklicher Zeit, sodann aber von einer zunehmenden Hasterei, einer stürmischen, unersättlichen Gier gleich, einem Zug nach den Städten, in russige Fabriken, wo das Geld quillt und allerlei Freude leicht käuflich zur Hand ist. Grosses haben unsere Eltern erlebt, eine gänzliche Umwandlung vorerst industrieller Verhältnisse, sodann im Charakter rapide Verwahrlosung, dazu triumphiert der König Alkohol mit seinem

grinsenden Lächeln. Wo man Biederkeit, gemütvolles Temperament sucht, da muss man zu den Alten, sogar zu den Alten auf dem Lande gehen — zu konservativ gebliebenen; man hatte sie ehedem verkannt in ihrer Seherschaft, jetzt ehrt man der Gegensätze.

Die vielgerühmte deutsche Ehrbarkeit ist gewichen, grosse Geldinstitute, zu denen man grösstes Vertrauen hatte, sind zusammengestürzt, einen Sumpf hinterlassend; derjenige Mensch, der, obgleich Habenichts, es verstand, wie ein Baron aufzutreten, unantastbar scheinend infolge seines herrischen, befehligten Wesens, zumal wenn man an ihm zweifelte, war die angesehenste Person, hochgeachtet, dann aber wie ein glänzendes Meteor vergehend. — Der biedere, arme und sauberfleissige Arbeiter wurde verkannt. Zeigt das nicht grosse sinnliche Verblendung, Trägheit im Denken und Urteilen?

Die Industriegegenstände sind kolossal billig und von herrlicher Pracht; man reisst sich darum, um nach einiger Zeit zu sehen, dass alles wie Kartenhäuser zerfällt, die Schränke fallen auseinander, das Schuhwerk verliert seine Pappsohlen u. s. w. Es wurde aber gekauft, o thörichter, gleissnerischer Glanz, der du dem Regiment führst! — Wer die Zukunft schauen will, blicke in die Schaufenster, dann kann er die Menschheit beurteilen. — Oberflächlichkeit, Leichtsinnigkeit, Trägheit offenbaren diese, gleich Symbolen.

Aus dieser Trägheit, Sinnlichkeit, Unmoral wird ein grauenvolles Erwachen folgen und dann wird man zu den starken göttlichen Gemütern laufen, die jetzt, herausgefordert durch Spott und Roheit, tüchtig an der Arbeit sind, zu retten was zu retten ist, obgleich verhöhnt. — Warum aber ist man so blind? — Wir wollen da einmal ein wenig zurückgreifen.

---

Sobald die menschliche Seele sich in der jugendlichen Hülle sesshaft gemacht, bedient sie sich der fünf Sinne, wenn auch zuerst noch auf unbeholfene Art; der junge Mensch ist aber zuerst wie mit sklavischen Ketten an seine Umgebung gebunden; wenn er endlich auch laufen kann, so diktiert ihm die elterliche Macht ihre Befehle; kommt es auch oft in den Schuljahren zu einer kleinen oder grösseren Empörung oder gar zu einer Flucht, so wird es nicht viel nützen; man bringt den Flüchtling zurück, in der allgemeinen Annahme, dass er das unbedingte Eigentum seiner Eltern ist, an welchem kein anderer Anrecht habe. Eine äussere unterstützende Macht — das weltliche Gesetz — ergänzt solche persönliche Macht; es ging hervor aus der Mehrheit, die also die jedesmalige diktierende Macht für alle darstellt und als ihr Kind das Gesetzbuch gebahr. Je nach der individuellen Denkart einzelner

Jahrhunderte ist dieses Gesetz gleich einem Waisenkinde, diesen oder jenen Stiefeltern unterthan, womit seine Erziehung mehr experimentell als einheitlich ist. — Obgleich dies nun als allgemeine Gerechtigkeit betrachtet wird, so wird doch einst ein Volk entstehen, gestützt auf die ewig nicht wandelbaren göttlichen Gesetze, welches nicht mehr der Mehrheit, sondern den einzelnen »Vorbildern« der Tugend, Intelligenz und Gerechtigkeit die Berechtigung giebt, ein allen sympathisches weltliches Gesetzbuch zu formieren. Dann sinkt der Vorwurf »Gewalt (Mehrheit als Macht) geht vor Recht« zusammen.

Nach dieser Darstellung der auf den kindlichen Menschen einwirkenden Macht hängt die Entfaltung der kindlichen Seele also von den umgebenden Verhältnissen ab, in denen sie das Licht der Welt erblickt. Diese Umgebung zeigt zwei Pole: »Göttliche Barmherzigkeit und Liebe«, ferner »Despotismus und Grausamkeit« — mehr oder weniger gut gemischt. — Diese Mischung hängt wiederum von der Kulturhöhe des Volkes ab, also von genossener kindlicher und gesellschaftlicher Erziehung. Kulturhöhe und rechte Erziehung hängt aber von der richtig verstandenen und angewandten Religion ab, und dies ist nur möglich, wenn bei allem, was von aussen auf den Menschen einwirkt, das Gemüt nicht zu kurz kommt. Kopf und Herz muss bedacht werden, wie ein göttliches Ehepaar, das nur glücklich lebt, wenn jeder Teil gleich aufmerksam bedacht und geliebt wird. — Die Bildung eines Volkes zeigt sich also nicht an der blossen Höhe der Kunst, des Ideenreichtums, des erfinderischen Geistes, was erkältend, also endlich erstarrend wirken kann, wenn man in blindem Wahn, einer Sucht gleich, das Gemüt gleich einem aufdringlichen Bettler behandelte und zur Thür hinauswies. Schon die Unbarmherzigkeit, die darin liegt, ist der Sturz von einer erlangten Höhe, denn das göttliche Gesetz lehrt, dass die Schöpfung ein Produkt der Barmherzigkeit und Liebe, nicht aber der despotischen Gewalt ist. Erstere erhebt, wärmt, wirkt erhaltend und aufbauend, letztere wirkt erkältend und zerstörend. — Dies alles sollten wir nun aus der Weltgeschichte gelernt haben, die Welt ist durch Schaden klug geworden, wird also endlich zur Einsicht kommen, welches somit immer auf die neueste Zeit zugerechnet wird. Von dem Beachten oder Nichtbeachten der Wirkung und Ursache hängt unser Glück oder Unglück ab. — Die Weltgeschichte ist darum das Weltgericht!

Dies zu beachten hängt von der Einsicht ab, welche ein Volk besitzt, die Einsicht entspringt aus Ruhe, Geduld, Verinnerlichung, daraus, dass man den Grund aller Dinge erschaut und sich nicht an ihrer blossen Erscheinungsform Genüge sein lässt.

Alles umgebende, der Umgang, zumal wenn es Energie-

kundgaben sind, wirken sehr beeinflussend (mit hypnotischer Macht) auf den an Energie Schwächeren, sowie auf jene, die in ihrer geistigen Anschauung noch unentschieden sind und noch den Beobachter spielen. Auch auf den Barmherzigen, der tolerant sein will, in jedem das Gute sucht und noch vor dem Rätsel »Was ist Wahrheit« grübelnd steht, wirkt die Umgebung beeinflussend. So ist der Mensch ein schwaches Rohr im Sturm, darum betrachtet der kirchlich gesonnene jene als verlorene Schafe, die vom Satan beeinflusst werden, und er will ihnen darum helfen. Allerdings ist Zweifel und Unklarheit des Weges der Anfang zum geistigen Sturz, wenn man dabei beharrt. Um wie viel mehr leidet nun das zarte Kind unter diesen allerlei Einflüssen! Unter welchen Umgebungen muss es sich oft erblicken, in einer wahren Hölle. Das Kind wird vom Wickelbett an hypnotisiert. Darum ist wohl von weisen, frommen Leuten die Kindestaufe eingesetzt, natürlich nur darum, dass dabei von allen ausübenden und teilnehmenden Personen heilige Gefühle ausgeübt werden, dass man damit sich verbindet mit der unendlichen, allmächtigen Heilskraft (durch die Liebe) und selbe auf das Kind herablenkt. So sagt »dann« die Hebamme ganz berechtigt: einen Heiden nehme ich mit, einen Christen (Umgewandelten, Gestärkten) bringe ich wieder.

Da in jedem Menschen der göttliche Same liegt, der Kern zu allem Guten, so erblickt man auch in dem Auge des Verdorbenen oft einen Sehnsuchtsstrahl nach einem Vorbild des Guten, denn der so oft Getäuschte ist den blossen Lehren und Theorien gegenüber misstrauisch geworden, auch sucht er gleich einer Schlingpflanze einen Stab, daran er eine Stütze hat.

Der Mensch, sich in solch satanischen umgebenden Verhältnissen erblickend, hat somit einen Hunger für Liebe und Barmherzigkeit, auch der, welcher die barmherzigen Mitmenschen ärgert, denn damit versucht er (oft unbewusst) sie zu prüfen und zu Widersprüchen herauszufordern, um eigene Widersprüche, die er vorhält, an solchem Fels zu klären, zu zerschellen, bis die Reinheit siegend übrig bleibt, sein Inneres ruft erschüttert: »Fels, halte aus.« Hält aber der Fels nicht stand, dann erblickt man im Auge neben der Verworfenheit unendliche Betrübnis, also den Beweis für den Liebeshunger der Welt.

Versetzen wir uns in die Lage des Säuglings, — zuerst nimmt er sicherlich Gefühle wahr, mögen es sympathisch oder antipathisch berührende sein. Dann will er sich orientieren, er sucht die Töne zu prüfen und in zwei Teile zu scheiden, in gut und böse berührende. Dann öffnet er die Augen, um erstaunt in einer Welt des Wunderbaren sich umzublicken. Damit wird er vorläufig von erster Aufgabe abgelenkt durch Neugier und Wissensdrang, bis er einigermassen zur Ruhe

kommt, alsdann beginnt neues Forschen nach Gut oder Böse, besonders wenn er einem Menschen in die Augen blickt.

Die Sinne sind zur Orientierung geschaffen, und das Resultat nach solcher Forschungsreise in die Aussenwelt wird der Seele als Nahrung zugeführt. Umgekehrt will aber auch die Seele sich der Aussenwelt äussern. Was ist aber dann jene Aussenwelt des Säuglings? Darauf kommt alles an.

So resultieren gar bedeutende Fehler des Menschen schon aus der Kinderstube und weitergegriffen als Wirkung gesellschaftlichen Umganges zufolge einer bestimmten Kulturhöhe von Volk und Zeitalter. Die ewige Ursache ist der regierende Satan, d. h. der Sturz des göttlichen Ebenbildes in sinnliche Begierden, das Herumtummeln im Oberflächlichen, der Tanz um das goldene Kalb. — Was war die Grundursache davon, dass der reine Geist nun sklavisch an einen unreinen Begleiter gekettet ist? — Er sollte vormals seine geistige Schule nicht eher unterbrechen, als bis er »reif« war, Gottes Thron zu teilen, »dann« wär er vor dem Baum der Versuchung gestanden und hätte gelächelt vor solcher Thorheit, denn er war nicht neidisch auf Gottes Macht, da er sie nun kannte, er wusste, dass sie, unweise gehandhabt, zur schwarzen Magie führte, dass sie aber, durch wahre Erkenntnis gehandhabt, Glück und Segen verbreitete. Er wusste, dass dieses nicht durch einen Ruck zu erreichen war, denn er hatte mit Geduld das Gute um des Guten willen geübt, und nun waren als Resultat davon seine Augen geöffnet, der Versuchungsbaum hatte »für ihn« den Stachel des »Ehrgeizes« nach göttlicher Macht verloren, er besass ja bereits alles, was er bedurfte.

Aber was war geschehen? Der Teufel hatte den Drang zur Vollkommenheit benutzt, zu Ungeduld und Ehrgeiz angeschürt, indem er in dem Versuchungsbaum das Mittel zur »sofortigen« Erreichung jener magischen Kraft darstellte, aber er verschwieg, dass der unfähige Mensch, der in seiner Vermessenheit danach trachtet, »schwarze Magie« treibt, die im Verlaufe wieder zur Vernichtung, zum Tod führt. Durch Ungeduld, Ehrgeiz und Selbstsucht, Mangel an Liebe und Mangel an Gehorsam dem Naturgesetz kann nichts dauerndes entstehen.

So war nunmehr der Baum des Lebens vom Menschen selbst verachtet — ohne Leid und Tod war uns die Krone des Lebens bestimmt, nun musste sie, unsäglich schwerer, im Kampfe »mit« Leid und Tod errungen werden, der Stachel des Schmerzes musste nun überwunden werden, wodurch die herrschende sinnliche Begierde unterliegt, hierzu bedurfte es der Vorbilder, nach denen sich der gefallene Mensch immer sehnt, dessen grösstes Ideal = Vorbild Jesus Christus war, der von Gott gesandte Erretter.

Die Menschheit ist eben durch Praxis zufolge ihres Nachahmungstriebes eher zu etwas zu bewegen, als durch blosse Theorien.

Dies alles kommt nun in Betracht bei den Verhältnissen, in welchen sich das Kind erblickt. — In satanischer Umgebung erblickt eine Seele ihr Dasein. Zweifel an der Liebe der Umgebung treten sofort auf, die Seele will »sich selbst« äussern, wird missverstanden, endlich fügt sie sich, da sie in allem Wirrwarr der Gefühle auch Liebe vorfindet. So wird die junge Seele leicht an der Wahrheit irre, die Frage »Was ist Wahrheit?« tritt als Folge des Sturzes ins Sinnliche von der Wiege auf, endlich erscheint dem durch Umgebung hypnotisierten Kind sein Elternpaar als Autorität. Sind beide Ehegatten uneinig, so hält sich das Kind teils an die Seite, wo es wärmende Liebe fühlt, teils zitternd dahin, wo es sich als Schwächerer von der Energie entwaffnet sieht.

Wie es mit der Kindheit ist, so ist es mit dem Eintritt des erwachsenen Menschen in die bewegte grosse Welt, unter die »grosse« Menschenfamilie. — Also die umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse und der Kulturstand eines Volkes, damit die Art der religiösen Auffassung der Mehrheit und endlich die schon durchgemachte Erziehung haben in ihrer ausübenden hypnotischen Macht viel, viel Schuld an den Fehlern des einzelnen.

Die Selbsterziehung, die dann korrigierend einsetzt, verlangt zur Selbstbeherrschung, zum Abschütteln alles dessen, von dem man beherrscht wird, viel Energie!! —

Wer besitzt aber diese? —

Dass man sich vor allem anderen unter Gottes Autorität zu beugen hat, wurde uns von unseren Eltern zumeist nicht gelehrt, entweder weil sie in ihrer sinnlichen Selbstliebe die einzige Autorität sein wollten oder weil sie nicht Zeit und Musse fanden, teils weil auch ihr Geist selbst nicht die rechte Schulung besass!

Die Erziehung soll aber nach Gottes Ratschluss folgendes wohl beachten, wenn sie segensreich sein soll:

1. Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, mit allem Gemüt.

2. Dann deinen Nächsten so lieben, wie du dich selbst liebst.

3. Und endlich Vater und Mutter ehren, auf dass dir's wohlergehe und du lange lebest etc. etc.

Göttliche Liebe ist das höchste, aber die Liebe zum grossen Vater soll natürlich, wie ein Gleichnis, im Elternhaus sich üben durch Liebe zum menschlichen Vater und Mutter, unter Hochachtung Gottes. — Wer zur Elternliebe (ohne Abgötterei) fähig ist und dies Verhältnis als ein Gleichnis anzuwenden und verstehen lernt, der ist auf dem Wege zum ewigen

Leben. Das grosse Vaterhaus verstehen wir erst richtig durch ein Bild im kleinen.

Wo aber findet man jetzt noch solch glückliche Familien? — Auch hier herrscht die Trägheit! — Alle Völker weisen darauf hin, dass Kinder ihre Pflicht gegen die Eltern nicht vergessen dürfen, um nicht in Elend unterzugehen. Des Vaters Segen bauet Häuser den Kindern.

Hören wir einmal die alten Ägypter. Aus der Zeit des vorletzten Regenten der V. Dynastie existieren: Verhaltungsmassregeln des Schreibers Ani an seinen Sohn Khons-hoptu. Hier heisst es unter anderem:

»Ich habe dir deine Mutter gegeben: aber sie hat dich an ihren Busen genommen, dich unter vielen Beschwerden grossgezogen, die sie nicht auf mich ablud.(!) Nach den Monaten der Schwangerschaft wurdest du geboren und sie hat dich, ein wirkliches Joch, deinen Mund an ihrer Brust, drei Jahre lang herumgetragen. Weder damals noch später belästigte sie deine Unverträglichkeit. Während du in der Schule warst, dort lerntest, ging sie beharrlich jeden Tag zu deinem Lehrer, um dir vom Hause Brot und Wasser zu bringen. Du wuchsest heran, hast dich verheiratet, hast deinen eigenen Herd: — vergiss **nie** die schmerzliche Geburt, die du deiner Mutter verursacht hast, noch die erspriessliche Sorgfalt, die sie dir erwies. Sieh' zu, dass sie sich nicht über dich beklagt: dass sie nicht ihre Hände zur Gottheit emporhebe, damit dort ihr Klagen erhört werde.« — — — Wie rührend! — Ist man solches Fühlens unfähig geworden? — Fast scheint es so.

Über das Eheleben und die Sittlichkeit heisst es dort an anderer Stelle: »Folge nicht den Frauen und hüte dich, dass sie sich deines Herzens bemächtigen. Nimm dich vor einem fremden Weib in acht ..... pflege keinen Umgang mit ihr. Sie ist ein tiefes Wasser, dessen Zuflüsse unbekannt sind ...... wenn auch keine Zeugen vorhanden sind, wenn sie auch nicht sofort darauf besteht, dich in ihrem Netz zu fangen, so kann es doch als ein todeswürdiges Verbrechen erscheinen, wenn die Verleumdung den Vorgang bereitet .... — Wenn du verheiratet bist, so sei nicht unfreundlich mit deiner Frau, wenn du siehest, dass alles im Hause in Ordnung ist. Sage nicht dann: was ist das? Bring mir es! da sie es auf den richtigen Platz stellte ..... Wenn du freudig gestimmt bist, so lege deine Hand in die ihrige. Es giebt viele Leute, die nicht wissen, dass der Mann Unglück ins Haus bringt, weil er es nicht zu leiten versteht. Die gute Ordnung und Führung hängt von der Geduld und Sanftmut des Mannes ab.« — —

Die Weltgeschichte zeigt immer dieselben Untugenden und Laster, damit dieselben Ursachen (der Sinnlichkeit etc.) und Wirkungen, sollte das kein Beweis sein, dass dieses in der

menschlichen Natur liegt und sich immer gleicht? Sollten wir da nicht die Gesetze der menschlichen Natur erkennen und nun weiser werden, wenn wir dies beachten? — Die Adamssünden sind immer unsere menschliche Schwäche und die Unterordnung unter Gottes Gesetze unsere Pflicht. — Sollten wir zweifeln am guten Wollen dazu? an der Sehnsucht nach Befreiung von der Macht der Sinnlichkeit? — Der Mensch hat unzweifelhaft den guten Kern in sich, doch alle sinnliche Umgebung veranlasst einen mächtigen Kampf, beansprucht grosse Energie! Man unterliegt dann mehr oder weniger, sobald der Halt an vorbildlich lebenden Menschen fehlt.

Eine solch herzzerreissende Klage über die Macht der sinnlichen Natur lesen wir aus derselben Zeit der alten Ägypter in den »Unterweisungen des Phtah-hotpu«, einem Fürsten von königlichem Geblüt, der mit hundertzehn Jahren sein Werk begann, ein Teil des ältesten Buches der Welt. — Zu dieser Zeit war es Sitte, die Eingeweide der Leichen, als das Unreine, in ein zu diesem Zwecke angefertigtes Gefäss zu legen und in den Nil zu versenken, — was jedenfalls von folgendem Gebet begleitet war, das auch Porphyrius aufbewahrt hat.

Es lautet: »O König Helios; Ra; und ihr anderen Götter, die ihr das Leben schenkt, ergreift mich und nehmt mich auf in die Gesellschaft der ewigen Götter. Von Anfang bis zum Ende meines Lebens habe ich die Götter verehrt, zu denen mich meine Eltern führten. Ich habe immer meinen Vater geehrt. Ich habe niemanden getötet. Ich bereicherte mich nicht mit anvertrautem Gute. Ich beging nichts Böses. — Wenn ich in meinem Leben sündigte . . . so lag die Schuld nicht an mir, sondern an dem, was hier darin ist.« — (In den Eingeweiden.)

Eine eigenartige Auffassung über Selbstbeherrschung und Reinheit, aber bezeichnend für die Wehmut, wenn man trotz bestem Willen von der sinnlichen Macht beherrscht wird. Einen ähnlichen Eindruck hinterlässt folgendes Gebet aus dem ägyptischen Totenbuch. Es klingt wie ein Protest gegen den Satan, dürfte aber zum Nachbeten verderblich sein, zeigt aber ebenfalls die Geistesbeschaffenheit des Erzeugers:

»Herr der Wahrheit und Gerechtigkeit! Um deinetwillen habe ich immer der Wahrheit gelebt, durch deine Hilfe habe ich die Lüge zerstört. Ich habe die Menschen um nichts betrogen. Ich habe die Witwe nicht gequält. Ich habe vor den Gerichten nicht gelogen. Täuschung war mir fremd. Ich that nichts, was verboten war. Ich verpflichtete keinen Aufseher, mehr als die notwendige Arbeit ausführen zu lassen. Ich war nicht nachlässig. Ich war kein Freund des Müssigganges. Ich war nicht träge zur Arbeit. Ich hatte keine moralische Schwäche.« — (?) — »Ich that nichts, was den Göttern ab-

scheulich scheint. Ich machte den Sklaven nicht missvergnügt mit seinem Herrn. Ich liess niemand Hunger leiden. Ich machte niemanden weinen. Ich tötete nicht. Ich liess niemand ermorden. Ich betrog niemand. Ich entwendete die Brote nicht aus den Tempeln. Ich verdarb nicht die den Göttern geweihten Kuchen. Ich eignete mir nicht mit Gewalt die Vorräte oder Bänder der Toten an. Ich machte keinen betrügerischen Gewinn. Ich benutzte keine zu kleinen Hohlmasse. Ich verkürzte das Längenmass nicht um das geringste. Ich eignete mir nicht ein fremdes Feld an. Ich wog nicht mit einer Wage; die eingerichtet war, um am Gewicht zu betrügen. Ich nahm nicht dem Kinde die Milch vom Munde weg. Ich jagte keine heiligen Tiere. Ich fing nicht mit dem Netze geheiligte Vögel. Ich angelte nicht geheiligte Fische in ihren Teichen. Ich verhinderte nicht den Lauf des Wassers zu rechter Zeit. Ich schnitt keinen Wasserarm auf seinem Wege ab. Ich löschte das heilige Feuer nicht in der Stunde, in welcher es brennen muss. . . . Ich verjagte nicht die Ochsen von den heiligen Gebieten. Ich störte nicht den Aufzug der Götter. Ich bin rein! — Ich bin rein! — Ich bin rein!« —

Welchen Einblick gewährt dies in das moralische wie unmoralische Leben der ältesten Völker. Sind es nicht dieselben Fehler der Sinnlichkeit heutiger Zeit, dieselben Ursachen zur Trägheit, die da gekennzeichnet werden? — Wird nicht dieselbe Geistesschulung im moralischen Kerne aller Religion aller grossen Völker klar gelegt? Man vergleiche dies auch mit den Anordnungen und Anweisungen Moses, als er vom Sinai kam! — Und das sind nur wenige und noch nicht die besten Stellen des Moralkodex der Altägypter.

Soll da nicht immer, zu aller Zeit, Gott allem Volk Anweisungen gegeben haben, diese satanische Trägheit — Sinnlichkeitsgelüste — als Folge unseres ehemaligen Sturzes in sinnliche Begierde (Adamssünde) zu überwinden? — Bis endlich ein Ideal der Ideale noch erschien und erscheinen musste, um die Befolgung dieser Lehren vorzuleben und dem Menschengeschlecht sichtbar zu machen: »ein Leben vollendeter Göttlichkeit.«

Und warum kommen wir nun nicht weiter?

Ist es nicht der Versuch, seine Verirrungen zu entschuldigen, in dem thörichten Suchen nach Berechtigung des Satans und Suchen nach Nachweisen über Nichtgöttlichkeit oder Nichtexistenz Jesu. Der Mensch in seiner Sündennatur beobachtet mit grösster Schlauheit jeden geringsten Fehltritt bei der Darstellung der Reinheit, um sich dann daran, als »entschuldbares« Sündigen, festzuklammern — und vergeudet in solchem Forschen viel Zeit und Energie. Man studiert fast meist aus diesem Grunde Verstandeswissenschaften, statt das Nahe-

liegende mit vollem Gemüt wirklich zu ergreifen. — Darum glaubt man nicht an solch' göttliches Ideal, man will, aus Liebe zur Sünde, das Gute nicht des Guten willen thun — was doch so leicht ist, wenn man einmal anfängt — (um Sünde zu besiegen), mit Gotteshilfe und Glauben (fester Zuversicht, dess das man hoffet).

Warum ist also der Mensch unzufrieden, mutlos?

Wer sich unter der Menschheit umschaut, findet bei jedem, wenn er alle Unterschiede von Person und Charakter beiseite lässt, einen Drang zum Besseren, eine Sehnsucht nach Glück, nach Zufriedenheit, nach — Leidlosigkeit! — Doch dies Sehnen geht meist nicht in Erfüllung, weil man eben den rechten Weg verlor, durch gezeigte Beeinflussung.

Bei allem Thun und Treiben stürzt man in blindem Wahn, hastig, voll Ungeduld darauf los, erntet neues Leid, neue Enttäuschung und — wird zuletzt mutlos.

Mit der Mutlosigkeit stellt sich Unlust im Streben und Ringen ein — man zieht sich zurück — (auch wieder ein Fehler) —, das Leid wird stärker, und endlich heisst es: nun aber eingreifen, neuschaffen oder gänzlich untergehen.

Die Lust zum Untergehen ist jedoch nur in seltenen Fällen vorhanden, aber wo sie vorhanden ist, zeigt sich eine so starke Leidensstandhaftigkeit, Hartnäckigkeit im Ertragen allen Missgeschickes bis zum endlichen Hinsterben — dass solche Energie doch einer besseren Sache wert wäre.

Energie ist es wirklich, aber eine falsch verwendete — darum —, weil der Mensch, wie man zu sagen pflegt, einen zu harten Kopf hat, — er wollte keine andere Lehre annehmen, da er meinte, sein eigener Wille sei der rechte und dieser sei vollkommen, bloss die Welt sei verkehrt.

Dass der Mut Lebenskraft ist, ist vielen nicht bewusst, — wie oft, wenn man Mut zuspricht, wird uns entgegnet: »Kann ich mir denn davon Brot kaufen?« — Und doch formt sich Mut in Brot um. — »Sonderbar.« — Nein, ganz natürlich ist dies.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Gesundheitshüter.

## Die Hypnose in der Krankenpflege.

Seit mehreren Jahren werden in der Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich unter der Leitung von Professor Forel für die Nachtwachen bei unruhigen und selbst gefährlichen Kranken hypnotisierte Wärter verwendet. »Es ist mir gelungen,« so schreibt Prof. Forel darüber in seinem Lehrbuch des Hypnotismus, »durch Suggestion diejenigen Ideenverbindungen festzulegen, die einen normal Schlafenden wecken, und diejenigen, die er überhören soll, auszuschalten, so dass er z. B. bei einem grossen Lärm ruhig weiter schläft, während das leiseste Geräusch anderer Art ihn weckt. Ich hypnotisiere z. B. einen Wärter und erkläre ihm, dass er den grössten Lärm nicht hört und davon nicht erwacht. Ich klatsche mit den Händen vor seinen Ohren, pfeife laut in seine Ohren: er erwacht nicht. Dann sage ich ihm, dass er auf dreimaliges leises Knistern meines Nagels (so leise, dass kein Anwesender es hört) erwachen werde. Er erwacht sofort darauf, erinnert sich des Knisterns, hat aber vom Klatschen und Pfeifen nichts gehört. Dann erkläre ich ihm, dass er nachts vom grössten Lärm und Klopfen des tobenden Geisteskranken durchaus nichts hören und ruhig weiter schlafen wird, dagegen sofort aufwacht, sobald ein Kranker etwas Ungewohntes oder Gefährliches thut. Seit 10 Jahren führe ich dieses Verfahren stets bei allen Wärtern der unruhigen Abteilungen durch, die es wollen (es sind fast alle), und seither sind die nervösen Erschöpfungen, Schlaflosigkeiten u. s. w. aus jenem Personal so gut wie verschwunden, während die Überwachung der Kranken an Sicherheit zugenommen hat. In gleicher Weise lasse ich im Bett neben selbstmordgefährlichen Schwermütigen Wärter schlafen, die ich vorher auf die Sicherheit ihrer suggestiven Reaktion geprüft habe, und gebe ihnen die Suggestion, vortrefflich zu schlafen, kein Stöhnen und Lärmen zu hören, aber beim gelindesten Versuch des Kranken, aus dem Bette zu gehen oder sich etwas anzuthun, sofort zu erwachen oder nach Wiederversetzung des Kranken ins Bett sofort wieder einzuschlafen. Dies geschieht mit solcher Pünktlichkeit, dass manchmal derart überwachte Kranke ihre Wärterin für behext hielten. Wärterinnen, die bis sechs Monate lang ununterbrochen diesen Dienst verrichteten und dabei den ganzen Tag fest arbeiteten, blieben ganz frisch und munter, sahen gut aus und zeigten keine Spur von Müdigkeit. Freilich gehören dazu sehr suggestible Leute; doch habe ich stets mehrere Wärterinnen und Wärter, die zu

solchen Dingen geeignet sind.« In der Zeitschrift für Hypnotismus beleuchtet Walter Inhelder, Assistenzarzt an der Irrenanstalt Münsterlingen (Thurgau), die Thätigkeit hypnotisierter Wärterinnen im einzelnen. Sobald sich bei Geisteskranken verdächtige Anzeichen und Spuren von Selbstmordversuchen bemerkbar machten, schlief eine entsprechend hypnotisierte Wärterin bei ihnen in der Zelle. So z. B. bekam eine Schwermütige, die schon versucht hatte, sich im Bade zu ertränken, Kalkstücke von einer schadhaften Wand zu verschlucken, eine Gardinenschnur im Bett zu verstecken, desgl. ein Messer, eine Wärterin mit entsprechender Suggestion. Eines Nachts erwacht die Wärterin durch ein höchst eigentümliches Geräusch, sie macht Licht und findet die Kranke mit Bettzeug im Munde, schon blau im Gesicht und röchelnd. Fast jede Nacht kam solch ein Erstickungsversuch vor, der jedesmal durch die Wärterin vereitelt werden konnte. Es ist sogar geschehen, dass der schlafende hypnotisierte Wärter von verdächtigen Geräuschen erwachte, während sein wacher Kollege, der gerade einen Brief schrieb, sie überhörte. Beim Nachsehen fand sich dann, dass der Kranke, in seinen Decken vergraben, sich den Mund mit einem Taschentuch verstopft und sich mit einem Hosenträger den Hals zugeschnürt hatte. Die Ergebnisse, die mit der Hypnose bei den Nachtwachen erzielt worden sind, bezeichnet Inhelder als durchaus befriedigend. Keine Weckperson klagte, dass sie infolge solchen Nachtdienstes morgens weniger munter an die Tagesarbeit gegangen sei. Abgesehen davon, dass eine Anstalt weniger Arbeitskräfte braucht, wenn die nämlichen ohne Nachteil Tag und Nacht beschäftigt werden können, bedeutet die Hypnose bei den Nachtwachen in der Krankenpflege auch einen Fortschritt, da namentlich stille, sich selbst gefährliche Schwermütige durch diese Überwachung durch einen schlafenden Wärter sicherer vor Selbstmord behütet werden, als wenn sie in den allgemeinen Wachsaal kommen, wo sie durch die stets herrschende Unruhe sehr in ihrem Schlaf beeinträchtigt werden.

---

## Das Schlafbedürfnis des Menschen.

Immer wieder bekommt man Erzählungen von Männern zu hören, die ausserordentliche Leistungen an geistiger Arbeit mit äusserst geringem Schlafbedürfnis verbunden haben sollen. So wird von einigen Geistesgrössen berichtet, dass sie Monate und Jahre lang mit ganz geringen Ruhepausen an der Arbeit gewesen sein und doch nur 6 oder gar bloss 4 Stunden ge-

schlafen haben sollen. Es sei nur an Alexander v. Humboldt erinnert, der nach der Überlieferung in seinen jüngeren Jahren immer nur die Lampe herunterschrauben und etwa 2 Stunden in seinem Lehnstuhl zu schlafen pflegte, um dann die Arbeit sofort wieder aufzunehmen. Solche Erzählungen werden gewöhnlich als Thatsachen hingenommen, an denen ein Zweifel nicht erlaubt sei und sogar in wissenschaftlichen Abhandlungen immer wieder erwähnt. Auch ein neueres Handbuch über Nervenkrankheiten enthält die Angabe, dass einige wenige Leute wohl mit 4 oder 5 Stunden Schlaf auszukommen vermögen, während die meisten 8—10 Stunden brauchen. Es gilt also im allgemeinen als ausgemacht, dass solche Geistesheroen, wie Napoleon I. und um noch einen aus der Gegenwart zu nennen, Edison nicht nur mehr Arbeit leisten, als andere Menschen, sondern auch der Ermüdung weniger unterliegen, so dass sie mit der halben Schlafzeit auskommen. Vor nichts muss aber dringender gewarnt werden, als solche Ausnahme-Beispiele nachzuahmen, deren Wahrheit übrigens gar nicht so unbedingt angenommen werden muss. Jedenfalls sind jene Erzählungen nach den Naturgesetzen ein Unding. Es giebt keine Maschine und es ist auch keine möglich, die ein Maximum von Arbeit bei einem Minimum von Ruhe zu leisten vermag, vielmehr muss der Kräfteverbrauch der geleisteten Arbeit immer gleichwertig sein. Die Leistung einer Uhr, die acht Tage lang, ohne neu aufgezogen zu werden, im Gange bleibt, erscheint uns ausserordentlich und entspricht doch eben nur genau der Arbeit, die sie entsprechend der Anspannung der Feder zu liefern vermag. Es ist eine schwierige Frage, ob der Mensch wirklich, wenn auch nur in Ausnahmefällen, dazu befähigt ist, dieses Naturgesetz umzukehren. Wahrscheinlich ist die richtige Lösung der Frage die Behauptung, dass überhaupt kein Mensch auf die Dauer seinen Geist stark anzuspannen vermag, ohne ihm auch eine entsprechende Ruhe in Form von Schlaf zu gönnen. Es giebt vielleicht nicht viele Dinge, in denen der Mensch leichter einer Enttäuschung ausgesetzt ist, als in Bezug auf die Dauer seines Schlafes. Es ist gar nicht ungewöhnlich, dass Leute sagen, sie hätten überhaupt nicht geschlafen, wenn sie in Wahrheit nur einige kurze Unterbrechungen innerhalb ihrer gewohnten Schlafdauer erlitten haben. Vielleicht schläft ein Edison gewöhnlich nur vier Stunden — wenn er es selbst sagt, so wird er auch davon überzeugt sein —, aber dann ist er jedenfalls eine sehr seltene Ausnahme und schwerlich kann er solche Enthaltsamkeit dem Schlaf gegenüber lange vertragen. Allerdings kommt ja andauernde Schlaflosigkeit bei Menschen vor, wie jedes Irrenhaus den Arzt lehren kann, aber die Opfer eines solchen krankhaften Zustandes werden aufgerieben oder verbringen ihr

Leben überhaupt unter Ausschluss normaler geistiger Bethätigung. In der normalen Beschaffenheit aber ist es äusserst zweifelhaft, ob jemand tüchtige geistige oder körperliche Thätigkeit auf längere Zeit hinaus zu leisten imstande ist, wenn er nicht wenigstens 6—8 Stunden schläft. Für einen Menschen im besten Alter und in stärkster Thätigkeit sind 8 Stunden Schlaf keineswegs zu viel, und es würde wahrscheinlich von sehr ernsten Folgen begleitet sein, wenn jemand planmässig seine Schlafzeit herabsetzen wollte.

---

## Blumenduft und Stimme.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, dass der Duft beliebter Blumen, wie Rosen, Veilchen, Maiglöckchen, Narzissen u. a., einen höchst schädlichen Einfluss auf die menschliche Stimme ausübt. Eine Sängerin wird niemals gut disponiert sein, wenn sie des Abends in einem geschlossenen Raum singen muss, dessen Atmosphäre mit starken Wohlgerüchen, die grösstenteils von frischen Blumen herrühren, geschwängert ist. In einem kürzlich erschienenen Werke »Les curiosités de la médecine« von Dr. Cabanès sind viele interessante Beispiele angeführt, welche die »Frkf. Nachr.« reproduzieren: Die gefeierte Sängerin Marie Sasse erhielt einst, als sie zu einer Soiree in einem der vornehmsten Pariser Salons geladen war, bei ihrer Ankunft ein grosses Bouquet prächtiger Parmaveilchen. Zum Überfluss waren die lebenden Blumen noch mit einem strengen Veilchenparfüm besprengt worden. Die Künstlerin sog mit Wohlbehagen ihren Lieblingsduft ein, und eine halbe Stunde später musste sie zu ihrem Schrecken die Wahrnehmung machen, dass sie nicht imstande war, einen wohlklingenden Ton hervorzubringen. Christine Nielsson erzählt von einem Tenoristen, der eines Abends in dem von Rosenduft erfüllten Musikzimmer einer befreundeten Dame sang. Nur mit Anstrengung konnte der Sänger eine kleine Arie beenden. Dann zwangen ihn heftige Schmerzen im Halse, sofort einen Arzt zu konsultieren. Einen ganzen Monat hindurch schwebte der Künstler in der Angst, seine Stimme verloren zu haben. Die Nielsson hat seitdem alle stark riechenden Blumen aus ihrer Wohnung entfernt. Mme. Calvé und eine andere, weniger berühmte französische Sängerin sind der festen Überzeugung, dass weisser Flieder auf eine Singstimme geradezu gefährlich wirkt. Der Bassist Delmas giebt seinen Kollegen den Rat, nie in einem Salon zu singen, in welchem Tuberosen, Hyazinthen oder Veilchen ihre betäubenden Düfte

entsenden. Schon das Atmen in einem solchen Raum ist nachteilig für die Stimme, wenn man nicht — wie Delmas behauptet — als Antidot ein mit Kölnischem Wasser begossenes Taschentuch in unmittelbarer Nähe der Nase hält. Auch die berühmte Gesangsmeisterin Mme. René Richard bestätigt, dass sie stets eine bedeutende Abnahme der Kraft und des Wohllauts des Organs bei ihren Schülerinnen bemerkt habe, sobald diese Rosen, Maiglöckchen oder Veilchen im Gürtel trugen. Professor Segny erklärt, dass Damen, die sich beständig mit streng duftenden Blumen umgeben und häufig an ihnen riechen, nicht nur beim Singen, sondern auch beim Sprechen durch leichte Heiserkeit auffallend werden. Nervöse, sanguinisch veranlagte Menschen haben in höherem Masse unter dem schädlichen Einfluss des Blumendufts zu leiden, als Personen mit starken Nerven und phlegmatischem Temperament. Der Sänger Faure, der über die Hygiene des Gesangs geschrieben hat, nennt die Veilchen die ärgsten Feinde des lyrischen Künstlers, für den ihr Geruch ebenso gefährlich ist wie Tabak und Alkohol

# Rundschau aus allen Gebieten.

## Astronomie.

Neue Untersuchungen an Himmelskörpern. Frau Maunder, die selbst wissenschaftlich thätige Gattin eines bedeutenden englischen Astronomen, hat ihre eigenen fesselnden Versuche beschrieben, die sie an einem Teile der Milchstrasse des nördlichen Himmels vermittelst der Photographie gemacht hat. Der Zweck der photographischen Aufnahme war, die Erforschung der Bildung und Zusammensetzung der Milchstrasse, die auf der Platte ein in seiner ganzen Breite deutliches Bild hinterlassen hat. Der interessanteste Teil dieses Gebildes ist, soweit bisher bekannt, die Umgebung des Deneb, des grössten Sternes im Sternbilde des Schwanes. Das unbewaffnete Auge erkennt auf der Photographie dieser Himmelsgegend nur einen dichten nebelartigen Fleck, der von äusserst feinen Streifen durchkreuzt wird. Unter einem Vergrösserungsglase aber löst sich dieser Nebel bis zu einer gewissen Ausdehnung in feine und immer feinere Streifen und Bänder von Sternen auf, die miteinander durch noch schwächere Bänder verbunden sind, wo einzelne Sterne überhaupt nicht mehr unterschieden werden

[illegible]

[illegible]

## Land und Leute

## Personalien

zimmer sprach Walther wenig und leise. Dann führte er Gerloff bis an die Schwelle des Sterbezimmers, das er nicht betrat, und erzählte ausführlich von den letzten Tagen des Grossvaters. »Sehen Sie«, sagte er, »wie die Sonne scheint und die Decke des Zimmers einen etwas grünlichen Schimmer davon widerstrahlt? Das wollte der Grossvater drei Tage vor seinem Tode gelegentlich einmal sehen, und da das Fenster mit einem Vorhange verdunkelt war, sagte er: ‚Mehr Licht!' Und da haben die dummen Menschen ein ‚letztes' Wort daraus gemacht. Er hat nachher noch viel anderes gesagt.« Der Ausruf »Mehr Licht!«, mit dem Goethe verschieden sein soll, ist bekanntlich zu einem geflügelten Worte geworden.

# Ordensbekanntmachung.

Für alle Ordensmitglieder, welche in Österreich und Ungarn ihren Wohnsitz haben, wird für Sonntag den 20. Juli 1902 hierdurch ein Kongress ausgeschrieben, welcher in Dresden unter Leitung des Custosamtes stattfinden soll. Die betreffenden Ordensmitglieder werden ersucht, ihre Beteiligung bald anzumelden, um die Anzahl der Besucher feststellen zu können. Weitere Nachricht geht den Mitgliedern in beiden Monarchien Mitte Juni brieflich zu.

**Das Custosamt des Illuminaten-Ordens.**
L. Engel, Custos.



Herausgeber und Redakteur Leopold Engel, Dresden-Striesen, Augsburgerstrasse 77, II.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.